Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 15 — **Marburg i. H., den 13. April** — **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Opfer — Konfirmation — Wernles Jesus und die Christologie. Erste Hälfte — Der moderne Okkultismus und seine Probleme in ihrem Verhältnis zu Religion und Wissenschaft. Zweites Stück — Deutsche und französische Kultur im Elsaß — Von unsern Feinden — Verschiedenes: Nach Osten (Sven Hedin); Literatur; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Opfer

Wer heut nicht Opfer um Opfer trägt
Wie dunkle Rosen,
Hört nur, in finstern Bann gelegt,
Die Stürme tosen.

Sieht all das weiße, rauschende Licht
Durch Kerkerritzen —
Und hebt das Haupt in Freiheit nicht
Zu seinen Blitzen.

Er lauscht den heiligen Stimmen der Zeit
Wie fremden Zungen
Und steht in einsamster Einsamkeit
Wie meerverschlungen.

Steht hart und arm und kranzberaubt
Und ohne Schwingen —
Nur ferne hört er, und schüttelt das Haupt,
Die Schöpfung singen . . .

Wem heut kein schimmerndes Glück zerschlägt,
Bleibt ungesegnet —
Wer nicht Opfer wie dunkle Rosen trägt,
Ist Gott nicht begegnet!

Emil Hadina

Konfirmation

Zur Freiheit seid ihr berufen. Gal. 5, 13

Es war ein fünfzehnjähriger Knabe, der sterbend zu seiner schmerzzerrissenen Mutter sagte: „Mutter, ich habe den Mut, vor Gott zu treten." Eines Arztes Sohn. Er hatte mit seinen Gesellen im Garten gespielt, getollt, sich verletzt und sich damit eine Blutvergiftung zugezogen.

Und es war ein fünfzehnjähriges Mädchen, das, eben in der Konfirmandenzeit, unvermutet hinsiechte. Eine Frankfurter Lehrerstochter. Sie sagte das zwar nicht, aber bewies in ihrem zarten tapfern Leiden denselben Mut.

Man hat zuweilen gefragt, ob denn die Kinder, die ums vierzehnte, fünfzehnte Jahr vor den Altar treten, um sich konfirmieren zu lassen, schon reif dafür seien. Lieber Gott! wann sind wir reif? Aber vielleicht hat der Mensch in diesem Alter einen besonderen Mut. Die Lebenskräfte haben sich entfaltet und strecken sich ins Weite; Unermeßliches bietet sich dar, und nichts scheint unmöglich. Ahnung und Einfalt erfüllen uns.

Wie viele Knaben, nicht sonderlich älter, nicht sonderlich erfahrener und weiser, sind mit gleichem Mut hinausgegangen in den Krieg. Und nicht wenige von ihnen stehen heute vor Gottes Angesicht.

Jung sterben und alt sterben: ob nicht eine gewisse Aehnlichkeit ist zwischen beidem? Bringt uns nicht das Alter wieder, was wir am Schluß unsrer Kindheit besaßen: Ahnung und Einfalt? Mut, vor Gott zu treten? Als Johann Sebastian Bach kurz vor seinem Tode die Melodie „Herr Gott, dich loben alle wir" neu komponierte, schrieb er seinem Tonsatz eine andre Ueberschrift: „Vor Deinen Thron tret ich hiermit."

Zwischen der Kindheit, in der sich unsre Augen eben erst auftun, und zwischen dem Alter, in dem sie sich ganz von selber nach innen richten, liegt — das Leben.

Es ist doch eine Ausnahme, daß ein fünfzehnjähriger Knabe oder ein fünfzehnjähriges Mädchen durch den Tod gerufen werden, vor Gottes Thron zu treten. Aber ist denn der Ruf des Lebens ein andrer? Und wenn einer Menschenseele der Ernst des Lebens aufgeht, gehört nicht auch Mut dazu? Der Mut, zu leben vor Gottes Angesicht?

Ihr lieben Konfirmanden, habt ihr den Mut, zu leben vor Gottes Angesicht?

Gerade in diesem Alter können sie doch von Rechts wegen, wo irgend sie in christlicher Luft emporgewachsen sind, nur sagen: Ja. Es ist kein Bekenntnis der Erfahrung, das sie damit ablegen sollen, kein Zeugnis, daß sie alles verstanden und erkannt haben. Aber ein wenig hat sich für sie der Schleier gehoben von den Geheimnissen der irdischen und der ewigen Welt. Und ein Verlangen, da tiefer hineinzudringen, eine Lust, zu leben, ein Mut, Gott zu schauen wie er ist, wohnt in der echten Menschenseele gerade dieser Alterszeit.

Wohlan, wir dämpfen euren Mut nicht. Wir wissen wohl, wir „Erwachsenen", es ist alles nicht so einfach. Aber wir können es euch nicht ersparen, eure eignen Erfahrungen zu machen; wollten wir es, wir würden euch das Beste, wir würden euch euren Gott nehmen. Ja wir können euch nur den Mut stärken zur Ausfahrt. Wir können euch nur Glück wünschen. Denn „ihr seid zur Freiheit berufen".

Befreit aus der Gefangenschaft, in der euch eure Kindheit hielt, Liebe und Zucht des Elternhauses und der Schule, die Schwachheit und das Ungenüge eurer Gaben, — sollt ihr eigne Wege gehen mit ganzer Verpflichtung und ganzer Kraft. Selber wählend, bestimmend, verantwortend. Nach eurer Wahl leidend und schaffend. Und nicht nur so für euch selber das Leben meisternd, sondern auch Andern zu Lieb und Leid. Durch wie viel Versuchungen und Anfechtungen, Irrungen und Schuld? Durch wie viel Beharren und Siegen? Wenn ihr heute alles wüßtet? — Die alte Frau im Märchen soll noch einmal wieder jung werden unter der Bedingung, daß sie die sämtlichen Fehler, die sie zeitlebens gemacht, genau so noch einmal macht: um diesen Preis will sies nicht! Stehn wir nicht auch so? Aber die junge Welt nimmt auf sich das Lebenslos, das sie nicht kennt, und grault sich nicht — auch vor den Fehlern nicht, die sie machen soll. Freiheit! Und Mut zur Freiheit.

Geht euern Weg. Aber vergeßt nicht, ihr seid zur Freiheit „berufen". Es ist keine Freiherrlichkeit, die ihr auf der Straße gefunden, oder die ihr euch selber geschaffen oder verdient hättet. Zwar — freilich sollt ihr sie euch schaffen. Aber ihr seid „berufen", sie euch zu schaffen. Da ihr geboren wurdet, rief euch Gott. Da ihr konfirmiert werdet, ruft euch Gott. Er

ruft euch, um euch zu senden. Wie Jesus seine Jünger sandte. Um euer und eurer Mitmenschen Glück zu schaffen. Seinen Willen zu tun auf Erden, wie er im Himmel geschieht. An diesen Ruf, an diese Bestimmung ist und bleibt eure Freiheit gebunden. Bestimmung und Freiheit ist eins. Versteht ihr das schon? Ahnt es wenigstens! Und habt den Mut, vor Gott zu treten!

R

Wernles Jesus und die „Christologie“

1

Unter Christologie verstehe ich die Antwort auf die Frage, was Jesus für den Christen von heute bedeutet. Die möglichen Antworten sind unendlich mannigfaltig. Man kann in gewissem Sinne sagen: jeder bewußte Christ hat seine eigene Christologie. Aber das schließt nicht aus, daß die vielen Christologien zu gewissen Typen sich zusammenschließen. Die Geschichte des Christentums zeigt drei solche Typen: den chalcedonensischen, den rationalistischen und den Schleiermacher-Ritschlschen. Nach dem ersten Typus ist Jesus der menschgewordene Logos. Göttliche und menschliche Natur in Einer ungetrennten Person — das ist das christologische Dogma der alten Kirche, und die Zustimmung zu diesem Dogma ist die Bedingung der Seligkeit. Das Quicumque vult salvus esse[1]) könnte ebenso gut unter dem Chalcedonense[2]) wie unter dem Athanasianum stehen. Beim zweiten rationalistischen Typus denke ich nicht an den Rationalismus im engeren, geschichtlichen Sinn; noch weniger soll damit irgend ein Werturteil ausgesprochen sein; sondern es handelt sich lediglich um eine möglichst kurze Bezeichnung der Anschauung, welche die Geltung der christlichen Idee von der geschichtlichen Person Jesu unabhängig stellt. Die Bezeichnung ist gewählt, weil jene Anschauung im geschichtlichen Rationalismus eine besonders charakteristische Ausprägung gefunden hat. Aber sie ist in umfassenderem Sinne gemeint. Auch Biedermann z. B., der nicht aus dem Rationalismus, sondern aus der Hegelschen Philosophie hervorgegangen ist, kann trotzdem als klassischer Vertreter des Typus gelten. Seine Trennung von Christusprinzip und Christusperson drückt präzis aus, was der Typus meint. Das Christusprinzip hat den Grund seiner Geltung in sich selbst. Die Christusperson ist der geschichtliche Anfangspunkt für die Wirksamkeit des Prinzips; aber seine Geltung hat dieses lediglich in sich selbst. Der dritte Typus will unter bewußter Ablehnung der Logosspekulation doch daran festhalten, daß der geschichtlichen Person Jesu eine wesentliche, konstitutive Bedeutung für den Bestand der christlichen Idee, für die Geltung des christlichen Gottesglaubens zukommt. Jesus hat nicht bloß eine historische Bedeutung, wie im zweiten Typus, sondern eine direkt religiöse, wie im ersten; aber freilich — und darin liegt der fundamentale Unterschied des dritten Typus vom ersten — Jesus selbst hat diese Bedeutung, nicht ein Dogma **über** Jesus.

2

Welchem der drei Typen ordnet sich Wernles Jesus[3]) ein? Vielleicht wäre es am richtigsten, diese Frage gar nicht zu stellen. Was Wernle will, ist ja gerade ein undogmatisches, rein historisches Jesusbild. Er überschreibt sein Buch nicht: „Christologie“, sondern „Jesus“, redet also nicht als Dogmatiker, sondern als Historiker. Es scheint darum nicht wohlgetan, wenn man versucht, sein Geschichtsbild in ein dogmatisches Schema hineinzupressen. Das Frische und Packende, das dieser Zeichnung des Jesusbildes eigen ist, beruht jedenfalls mit darauf, daß sie ganz undogmatisch gehalten ist. Auch der Leser wird daher gut tun, die Darstellung einmal als historische auf sich wirken zu lassen. Er mag dann den Wernleschen Jesus mit dem Wellhausens, Harnacks, Schweitzers u. A. zusammenhalten. Und vor allem: er wird ihn mit den Quellen zusammenhalten, um seinen historischen Wert zu bemessen. Angenommen nun, er käme dabei zu dem Resultat, daß es Wernle besser gelungen sei als seinen Vorgängern, dem Problem gerecht zu werden — angenommen also, daß der Wernlesche Jesus dem „historischen“ näher käme, als irgend ein anderer, so ließe sich doch zuletzt die Frage nicht umgehen, was denn nun dieser Jesus dem Christen von heute für seinen Glauben, für sein persönliches Christentum zu sagen hat? Das ist aber die dogmatische Frage, die Frage der Christologie. Man wird vielleicht vorsichtiger zunächst sagen: es ist die religiöse Frage. Aber diese, in bewußter, methodischer Weise gestellt, wird eben damit zur dogmatischen. Als religiöse spielt sie übrigens schon in die historische Untersuchung hinein. Wernle selbst erklärt im Vorwort seines Buchs:

> Es ist Ueberhebung, wenn man meint, daß ein Arbeiter, der über das philologisch-historische Handwerkszeug ausgezeichnet verfügt und alle die neuesten Methoden der Forschung genau beherrscht, uns deshalb Jesus wirklich verständlich machen könne. Das letztlich Entscheidende wird immer das Psychologische und zwar hier das Religiös-Psychologische sein und bleiben. Wie in aller Welt soll denn Religion überhaupt verstanden werden ohne Religion in mir selbst, dem Arbeiter? Ich muß ehrlich bekennen, daß ich selber früher den Wert des rein Wissenschaftlichen und Handwerksmäßigen auf diesem Gebiet überschätzt habe. Ich habe ungefähr gemeint, wenn ich die ältesten Quellen genau ermittelt habe, so fehle nicht mehr viel für das getreue geschichtliche Verständnis des Wesens und Wollens Jesu. Heute würde ich sagen: es könnte mir mit all dem noch beinahe die Hauptsache mangeln, das Verstehen der Frömmigkeit Jesu, und der Jesus, den ich herausarbeiten würde, wäre gar nicht von ferne er selbst.

Dieser Erklärung im Vorwort entspricht auch die Haltung des ganzen Buchs. Es liest sich in manchen Partien nicht wie die objektive Darstellung des Historikers, der nach Rankes bekanntem Wort wissen möchte, wie es eigentlich gewesen ist, sondern wie ein persönliches Bekenntnis. Es wäre der Mühe wert, einmal das Wesen der historischen Methode unter dem speziellen Gesichtspunkt zu untersuchen, wie sie in der Anwendung auf religiöse Heroen sich gestaltet. Jedenfalls ist soviel klar, daß die „Religion in mir, dem Arbeiter“, welche zur Erfassung des historischen Objekts unerläßlich ist, die Brücke bildet von der historischen zur dogmatischen Betrachtung. Die Frage, wie Wernles Jesus zu den drei christologischen Typen sich verhält, ist also nicht so ungereimt, wie sie zunächst erscheinen kann. Man wird allerdings gut tun, schon in der Fragestellung die nötige Vorsicht walten zu lassen und nicht, wie oben geschehen, zu fragen, welcher der drei Typen sich Wernles Darstellung einordnen lasse, sondern allgemein, wie sie sich zu ihnen verhält. Aber in dieser Form wird sie nicht zu umgehen sein.

3

Zuerst ist jedenfalls Eines klar. Der erste Typus ist schlechthin ausgeschlossen. Er wird auch ausdrücklich abgewiesen. Allerdings nicht sein **objektiver Inhalt**. Die Logoschristologie wird gar nicht erwähnt. Die Frage, ob sie sich vielleicht mit dem geschichtlichen Jesusbild vereinigen lasse, wird gar nicht gestellt. Die verneinende Antwort steht von vornherein fest. Aber die **subjektive Glaubensstellung**, welche jenes Dogma jedenfalls für den Christen von heute voraussetzt, wird wiederholt und nachdrücklich bekämpft:

> Jesus hat von keinem Menschen den Glauben an seine Messiaswürde als Bedingung zum Eingang ins Gottesreich verlangt (S. 192).
>
> Er hat seine Forderung für den Eingang ins Gottesreich mit keiner noch so reduzierten Dogmatik belastet (248).
>
> Man versuche einmal in der Bergpredigt an irgend einer beliebigen Stelle die Worte einzufügen: „Wer glaubt, daß ich der Christus bin, der wird eingehen in das Reich Gottes“, so wird man sich bald überzeugen, wie stilwidrig und undenkbar ein solcher Zusatz wäre (336).
>
> Es ist doch wundervoll, wie einmütig die evangelische Ueberlieferung in diesem Punkte gerade ist: Jesus hat keinen Glauben an seine Messianität als Bedingung der ewigen Seligkeit gefordert (338).

Es ist, als könnte sich der Verfasser nicht genugtun, um diesen Wahn zu bekämpfen, daß Jesus die Zustimmung zu einer dogmatischen Formel zur Bedingung der Seligkeit gemacht habe. Es ist merkwürdig, wie hier der Historiker Wernle mit dem Systematiker Herrmann zusammentrifft. Der Kampf gegen die lehrgesetzliche Verfälschung des evangelischen Glaubensbegriffs gehört geradezu zur Lebensaufgabe Herrmanns. Wernle nimmt als Historiker denselben Kampf auf, wenn er seinen Jesus immer wieder gegen den Verdacht in Schutz nimmt, als könnte er so etwas wie das Fürwahrhalten eines Dogmas vom Menschen

1) „Wer da will selig werden.“ So fängt das sogenannte Athanasianum oder Quicumque an, das dritte unter den sogenannten ökumenischen (gemeinkirchlichen) Bekenntnissen oder Symbolen. D H

2) Die 451 vom Konzil zu Chalkedon aufgestellte christologische Formel. D H

3) Vgl. die Anzeige des Buches 1915 Nr. 48. D H

verlangen und daran als Bedingung die Seligkeit knüpfen. Sofern also der chalcedonensische Typus der Christologie für den modernen Menschen jene Forderung des Fürwahrhaltens als Voraussetzung des Heilsglaubens in sich schließt, ist dieser erste Typus von vornherein ausgeschlossen — noch abgesehen von allen inhaltlichen Schwierigkeiten.

4

Ergibt sich aber dann nicht ohne weiteres der rationalistische Typus? Wenn Jesus nicht die Anerkennung seiner Messianität gefordert hat, hat er dann nicht überhaupt seine Person ausgeschaltet und das Evangelium auf sich selbst gestellt? Ist das die dem Wernleschen Jesusbild entsprechende Auffassung? In der Tat scheint dafür manches zu sprechen. Wernle erklärt seine Zustimmung zu dem viel umstrittenen Satze Harnacks: In das Evangelium, wie es Jesus verkündet hat, gehört nicht der Sohn, sondern allein der Vater (S. 272). Ist damit nicht die Frage von vornherein entschieden? Wenn Jesus nicht in das Evangelium gehört, so scheint er auch für die Anerkennung seiner Wahrheit keine grundlegende Bedeutung zu haben. Er ist dann derjenige, der das Evangelium zum erstenmal verkündigt hat; aber der Inhalt seiner Verkündigung ist unabhängig von seiner Person. Den Grund seiner Geltung hat das Evangelium in sich selbst. Damit aber ist das rationalistische Schema der Christologie gegeben. Allein so einfach liegen die Dinge nicht. Harnack selbst hat doch jenem ersten Satze den andern hinzugefügt: Jesus ist die persönliche Verwirklichung des Evangeliums. Er wird sich schwerlich gedacht haben, daß die Wahrheit des Evangeliums von der Person völlig unabhängig sei, die er als dessen persönliche Verwirklichung wertet. Aber auch bei Wernle sind die Dinge komplizierter. Er räumt ein, daß Jesus nicht bloß das Reich Gottes verkündigt, sondern auch das Bekenntnis zu seiner Person gefordert hat. Wer ihn bekennt vor den Menschen, zu dem wird sich auch der Menschensohn bekennen im Gerichte Gottes; und wer ihn verleugnet vor den Menschen, den wird er auch verleugnen vor seinem himmlischen Vater. Es fällt Wernle nicht ein, solche Worte für spätere Eintragung zu halten. Er erkennt sie als historisch an. Er widerspricht damit auch nicht seiner früheren Behauptung, daß Jesus weit davon entfernt gewesen sei, von allen Menschen den Glauben an seine Person als Bedingung der Seligkeit zu fordern. Daß er von den Seinen, die ihn als Messias schon erkannt haben, ein standhaftes Bekenntnis fordert, ist etwas ganz Anderes, als wenn er allen Menschen, auch denen, die ihm noch ferne standen, den Glauben an seine Person zugemutet hätte. Dort handelt es sich um das standhafte Festhalten der schon gewonnenen Ueberzeugung, hier erst um den Weg, der zur Ueberzeugung führt.

Aber diesen Unterschied in seiner ganzen Schärfe vorbehalten bleibt doch die Tatsache bestehen, welche auch von Wernle ausdrücklich betont wird, daß es eine Anzahl von Menschen gab, welche sich zur Person Jesu bekannten. Mochte der Weg, auf dem sie zu diesem Bekenntnis kamen, sein, welcher er wollte, Tatsache ist, daß sie zu Jesus sich bekannten und daß er ihr Bekenntnis billigte. Ja noch mehr: Andern, die sich der Anerkennung seiner Person entzogen, macht er daraus den schwersten Vorwurf. Den galiläischen Städten verkündet er das Gericht, weil sie seine Taten gesehen haben und gleichgültig dabei geblieben sind. Es wird Tyrus und Sidon, Sodom und Gomorrha erträglicher ergehen am jüngsten Gericht als jenen Städten, die seinem Wirken sich verschlossen haben. Wer nicht für ihn ist, der ist wider ihn; wer nicht mit ihm sammelt, der zerstreut. In solchen Worten erwartet Jesus doch eine Entscheidung für seine Person, gewiß nicht eine dogmatische, sondern eine persönliche, aber doch eine Entscheidung für seine Person. Von Wernle wird auch das rückhaltlos eingeräumt. Es wird von ihm sogar mit besonderem Nachdruck betont. Damit aber scheint er eine Wertung der Person Jesu zu vertreten, durch welche das rationalistische Schema gesprengt wird. Denn wenn Jesus mit jener Erwartung Recht hat, so ergibt sich daraus für die Jesusjünger die Folgerung, daß nicht bloß die Predigt, sondern auch die Person Jesu für ihr inneres Leben eine bleibende Bedeutung hat.

5

Dem steht aber entgegen, daß von Wernle gerade auf diesem Punkte eine Unterscheidung gemacht wird, welche wieder zum rationalistischen Typus zurücklenkt. Neben der Unterscheidung von persönlicher und dogmatischer Forderung steht nämlich noch eine zweite: die von bleibenden Elementen im Evangelium Jesu und von besonderen Forderungen des Augenblicks. Und zu letzteren zählt eben die Entscheidung für oder wider Jesu Person:

Es gibt eine bleibende Forderung, die wir zu den ruhenden Elementen des Evangeliums zu zählen haben, und gibt die bestimmte Forderung des Augenblicks, der letzten Stunde, der Entscheidung für Jesus und seine Sache. Das Wesentliche bleibt ja immer die Forderung der Gottesliebe von ganzem Herzen und der Bruderliebe in der Unerschöpflichkeit ihrer Anwendung. Das ist das zeitlose Evangelium, wie es die Bergpredigt zusammenfaßt und wie es vor allem sämtliche Gleichnisse widerspiegeln. Aber dazu tritt nun bei Jesus die besondere Forderung des Augenblicks, wenn er auch seinem eigenen Wirken und Reden die Bedeutung des letzten Gottesworts an seine Zeit beigemessen hat. Er hat zwar von keinem Menschen den Glauben an seine Messiaswürde als Bedingung zum Eingang ins Gottesreich verlangt, geschweige denn gemeint, daß der Glaube an seine Messianität ein Ersatz für fehlende Gottes- und Bruderliebe sein könne. Was er von allen fordert, ist stets dasselbe: Umkehr, Erwachen, Ringen, durch die enge Pforte einzugehen. Aber er war des Glaubens, daß durch ihn und seine Gotteskräfte die Dringlichkeit dieses Erwachens und dieser Umkehr jedem Menschen deutlich werden sollte. Gott steht sozusagen persönlich vor der Türe und klopft bei allen Herzen an. Wehe dem, der jetzt ihn nicht hört, der jetzt den Schritt nicht tun kann aus dem Verderben zum ewigen Leben!

Diese Unterscheidung der bleibenden, ruhenden Elemente und des Momentcharakters gilt aber nicht bloß für die Forderung Jesu; sie gilt auch für seinen Gottesglauben:

Zu den ruhenden Elementen rechnen wir den Glauben an den allmächtigen, vollkommenen, guten und gnädigen Gott, welcher der ganzen Frömmigkeit ihr festes unzerstörbares Fundament gibt, und der als ein alle Zeit überdauerndes Besitztum dem Christentum seinen konstanten Charakter verleiht. Aber diese ruhenden Elemente erschöpfen den Gottesglauben nicht vollständig, ja sie treffen den Kernpunkt, mit dem Jesus seine unmittelbare Gegenwart vorwärts bewegt, noch nicht. Dieser liegt recht eigentlich in der Botschaft, daß Gott sich zur nächsten Gegenwart und Zukunft anders verhält als zu allen früheren Zeiten, daß er augenblicklich sein neues Reich begründen und durch Jesus und seine wunderbaren Kräfte die einmalige und unwiederholbare Entscheidung treffen will. Man mag dies das Prophetische und Messianische im Gottesglauben Jesu nennen (S. 100).

Die Meinung Wernles ist wohl nicht die, daß Jesus selbst bewußt so unterschieden habe, sondern die Unterscheidung ist nachträglich vom Forscher an das Bewußtsein Jesu herangebracht. Dieser tut damit nur, was für das Verständnis jeder geschichtlichen Persönlichkeit unumgänglich ist. Der Gegenwartswert der Geschichte läßt sich überhaupt nur dadurch behaupten, daß zwischen Zeitlichem und Ewigem in ihr unterschieden wird. Ohne das ist alle Geschichte für uns tot. Die Frage kann nur sein, was auf die eine und was auf die andere Seite gerechnet wird. Wenn nun Wernle das Bekenntnis zur Person Jesu zu den Forderungen des Augenblicks rechnet und ihr das zeitlose Evangelium gegenüberstellt, so scheint er damit in die Bahnen der rationalistischen Christologie zurückzulenken: auf der einen Seite die Botschaft von dem allmächtigen vollkommenen und gnädigen Gott und die Forderung der Gottesliebe von ganzem Herzen und der Bruderliebe in ihren mannigfaltigen Formen; auf der andern Seite das Bekenntnis zu Jesus, wie es durch den Augenblick gefordert wird. Dort das Evangelium Jesu, das zeitlose, ewige, das den Grund seiner Geltung in sich selbst hat; hier das Evangelium von Jesus, aus der einmaligen, unwiederholbaren Situation entspringend und mit ihr wieder verschwindend. Also schon in der Verkündigung Jesu das „doppelte Evangelium", das Jesu und das von Jesus, aber so, daß beide aus ihrer gegenseitigen Verschlingung losgelöst werden können und das erste in seiner Wahrheitsgeltung nicht an das zweite gebunden ist.

Trotzdem glaube ich nicht, daß man Wernles Buch auf den zweiten christologischen Typus festnageln darf. Mit der Unterscheidung bleibender und vergänglicher Elemente, unter welch letztere das Bekenntnis zur Person Jesu gerechnet wird, hat er nicht sein letztes Wort gesprochen.

Schluß folgt

Friedrich Traub

Der moderne Okkultismus und seine Probleme in ihrem Verhältnis zu Religion und Wissenschaft

2

Immerhin bleibt natürlich die Möglichkeit einer solchen Erkenntnis bestehen, und der erwähnte Kritiker der Theosophie, Speyer, hat durchaus Unrecht, wenn er gerade mit Berufung auf Kants Philosophie die Grundgedanken der Theosophie von vornherein ablehnt. Hat doch gerade Kant den Gedanken ausgesprochen, daß wir schon bei Lebzeiten einer höheren Welt angehören, für die uns nur die Augen verschlossen sind, aber mit der wir noch einmal in Verbindung treten werden, wenn sich uns die Augen dafür öffnen.[1]) Nimmt man die Aussagen der Hellseher und Somnambulen zusammen, so bekommt man durchaus den Eindruck, daß diese Einblicke in eine höhere Welt gewonnen haben, wenngleich wir jene Eindrücke nicht schlechthin im objektiven Sinne verwerten können.[2]) Denn eine Person, die mit ausschließlich subjektiven Halluzinationen behaftet ist, kann durch die Produkte ihrer Einbildungskraft unmöglich Eindruck auf die Materie bewirken, wie das die bekannteste aller Somnambulen, die Seherin von Prevorst, getan hat.[3]) Es gibt auch heute noch Leute, die, ohne auch nur einmal mit dem Okkultismus in Berührung gekommen zu sein, sich klüger dünken als z. B. D. F. Strauß, der jene Seherin selbst beobachtet hat und von der Wirklichkeit ihrer Erfahrungen so ergriffen war, daß er in seinen Schriften davon Zeugnis abgelegt hat. Inzwischen hat die Theosophie wenigstens das eine Verdienst errungen, den Teil des Okkultismus wesentlich beeinflußt zu haben, der gerade in der Neuzeit am meisten umstritten worden ist: den eigentlichen Geisterglauben.

Dasjenige Moment, auf das der Spiritismus von jeher den größten Wert gelegt hat und das auffälligerweise am wenigsten von seinen Gegnern beanstandet worden ist, ist weder

1) Siehe Kants Träume eines Geistersehers und seine Vorlesungen über Psychologie.

2) Auffällig ist in dieser Hinsicht besonders die Uebereinstimmung, die sich in spiritistischen, theosophischen und anderen Berichten über das Wesen des Jenseits findet, obgleich sie ganz unabhängig von einander geschrieben und auf ganz verschiedene Art und Weise zu stande gekommen sind. Man vergleiche z. B. das früher viel genannte Buch des Dr. Robert Friese: Stimmen aus dem Reiche der Geister [5] 1908 (P. Mutze, Leipzig), das auf die Aussagen angeblicher Geister gegründet ist, mit den Berichten des Theosophen Leadbeter: Die Astralebene [2] 1909 (M. Altmann, Leipzig), Die Devachanebene [2] 1911 (Th. Grieben, Leipzig), die auf Hellsehen beruhen sollen und die Aussagen der Seherin von Prevorst, die weder von Spiritismus noch von Theosophie eine Ahnung hatte und doch über das Jenseits nach den Angaben ihrer Geister dieselben Aussagen macht. Die sieben Himmel, von denen diese reden, entsprechen z. B. ganz der theosophischen Anschauung, wonach sich die Astralwelt, in die der Mensch nach dem Tode eintritt, um sich von seinen Begierden zu reinigen, aus sieben Abteilungen zusammensetzt, deren unterste sich noch ganz an die Erdoberfläche anschließt, während sich in den höheren das Materielle allmählich verliert, sodaß wir hier eine sehr zweckmäßige Anpassungserscheinung vor uns hätten, wie sie besonders durch die Entwicklungslehre bekannt geworden ist. Daher auch die oft wiederkehrende Angabe solcher Wesen, daß sie an einen höheren Ort oder in eine höhere Sphäre gehen müßten, wo sie nicht mehr mit den Menschen verkehren könnten; so die Geister der Seherin von Prevorst, das Phantom der Katie King, das dem englischen Gelehrten Crookes erschien, die verstorbene Frau des Pastors Oberlin nach Herbst: Was haben wir vom Spiritismus zu halten? (Verlag der Bayerischen Bundesbuchhandlung in Nürnberg). 2. Auflage, S. 12. Auch die theosophische Annahme einer noch tieferen Sphäre, wo diejenigen, die durch einen gänzlich unmoralischen Lebenswandel auf der Erde alles Höhere in sich erstickt haben, einem allmählichen Verfall entgegengehen, findet sich schon bei der Somnambule Kerners, der ein Geist erscheint, welcher nach der Angabe des Anderen nicht selig werden kann. Die nächste Stufe ist nach der Theosophie dann die Himmelswelt, wo die Seele ausruht, bis sie zu einer neuen Verkörperung auf die Erde herabgezogen wird, wenn der Mensch beim physischen Tode nicht die höchste ihm mögliche moralische Höhe erreicht hat. Natürlich läßt sich auf diese Anschauungen, von denen hiermit eine Probe gegeben sein soll, noch keine Wissenschaft gründen; aber es ist immerhin möglich, daß mit der zunehmenden Erkenntnis sich an der Hand solcher Aussagen noch manches Problem der Wissenschaft, besonders der Physik, lösen lassen wird, worauf auch schon von exaktwissenschaftlicher Seite hingewiesen worden ist.

3) J. Kerner: Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mit einer biographischen Einleitung von C. du Prel, bei Reclam.

das Hellsehen noch das Fernwirken u. s. w., sondern die Wiedererkennung von Verstorbenen, die sich uns Lebenden als materialisierte Phantome oder auf dem Wege des Hellsehens kundgeben sollen. Schon bei der Seherin von Prevorst treten solche Wesen auf, die aufs genauste Namen und Ort ihrer ehemaligen Wirksamkeit angeben, und das spiritistische Hauptwerk Aksakows[1]) bringt eine ganze Reihe von Fällen, in denen sogar die Graphologie als Beweismaterial für die Wiedererkennung gebraucht wird. In neuester Zeit hat sich besonders der Münchner Psychiater Dr. von Schrenk-Notzing in einem durch Genauigkeit und Gründlichkeit unübertroffenen Werke[2]) dem Studium dieses dunklen Gebietes zugewendet und den einwandfreien Beweis erbracht, daß wenigstens die Nachrichten über die Entstehung derjenigen Phantome, die, ohne selbst Leben zu haben, in der Nähe des Mediums entstehen, nicht auf Selbsttäuschung zurückgeführt werden können. Es ist kein Zweifel, daß eine mit derselben Strenge durchgeführte Analyse auch über die übrigen Fragen der sogenannten Materialisation eine endgültige Klarheit schaffen wird, soweit nach den Untersuchungen von Crookes bis zu Ch. Richert darüber noch Zweifel bestehen.

Natürlich hat sich auch der Spiritismus eine bis ins Einzelne gehende Kritik gefallen lassen müssen, die für die Klärung dieser Fragen nur förderlich gewesen ist. Trotzdem wird man behaupten können, daß die Materialisationen für uns heute noch genau dasselbe Rätsel darstellen wie früher. Weder die Betrugshypothese, die man so gern dagegen ins Feld führt, noch die Annahme einer Selbsttäuschung oder gar der Massenhalluzination genügt für alle Fälle, umsomehr als es sich im letzteren Falle noch um ein sehr wenig geklärtes Gebiet handelt, durch das man unmöglich ein noch dunkleres aufhellen kann. Wenn es möglich ist, daß z. B. siebzig Personen ohne weiteres plötzlich von einer Kollektivhalluzination ergriffen werden, so ist überhaupt nicht mehr einzusehen, wo in der Welt die wissenschaftliche Sicherheit beginnt und wo sie aufhört. Inzwischen sind aber die wissenschaftlichen Spiritisten auch auf diesen Einwand eingegangen und haben ihr Augenmerk besonders auf die optischen und chemischen Hülfsmittel gelenkt, da z. B. eine photographische Platte weder Halluzinationen noch sonstige Eindrücke haben kann, die von etwas Anderem als der Materie herrühren.[3])

Der ältere Spiritismus baute, wie gesagt, seinen Hauptbeweis auf die Uebereinstimmung der Merkmale, die solche transzendente Wesenheiten mit den jeweilig Verstorbenen gezeigt haben. Da kein Wesen im Weltall denkbar ist, das alle Eigenschaften eines anderen Individuums völlig nachahmen kann, so muß man nach ihm in einem solchen Falle eben auf die Identität der Persönlichkeiten schließen und hat so den Beweis in Händen, daß der Mensch nach dem Tode bewußt weiterlebt und sich gelegentlich auch zu uns Menschen äußern kann. Es ist indessen bezeichnend, daß schon der Begründer des wissenschaftlichen Spiritismus in Deutschland, Aksakow, auf die Unsicherheit dieser Beweisführung aufmerksam gemacht hat. Es ist zunächst nicht gesagt, daß wir ohne weiteres, auch wenn wir jene Möglichkeit zugeben, von den Aeußerungen jener Wesen sichere Schlüsse auf das Wie und Wo ihres Weiterlebens machen können. Wir sind aber auch nicht imstande, die Möglichkeit zu wider-

1) Animismus und Spiritismus. Versuch einer kritischen Prüfung der mediumistischen Phänomene mit besonderer Berücksichtigung der Hypothesen der Halluzination und des Unbewußten. Uebersetzt von G. K. Wittig. 2 Bände. Leipzig, O. Mutze, 4. Auflage 1905.

2) Materialisations-Phänomene. Ein Beitrag zur Erforschung der mediumistischen Teleplasie. München, Ernst Reinhardt, 1913.

3) Von der Wirklichkeit dieser Erscheinungen haben u. a. auch hervorragende Mitglieder der englischen und amerikanischen Geistlichkeit Zeugnis abgelegt, so z. B. Stainton Moses, der sich in späteren Jahren ganz vom Amte zurückzog und selbst Medium war, und vor allem der Rektor von Stockton, der Archidiakon Colley, der selbst zahlreiche Versuche auf diesem Gebiete angestellt hat. Ich besitze eine ausgezeichnete Wiedergabe einer mediumistischen Photographie, wo das Medium der Geistliche H. R. Moore in New-York (City, 120 W. 13 the street) bei vollem Licht mit dem materialisierten Phantom photographiert ist, das sich in Gestalt eines überlebensgroßen Mädchens $2^1/_2$ Fuß über dem Boden erhebt und den Geistlichen teilweise mit ihren langen, durchsichtigen Gewändern verdeckt. Die Sitzung ist in den Gesellschaftsräumen des Geistlichen am 18. November 1905 gehalten worden und wurde von über 65 Personen besucht (Zeitschrift für Spiritismus 10. Jahrgang 17. Februar 1906) Nr. 7 S. 57.

legen, daß es im Weltall Wesen geben könne, die jene Fähigkeit haben, die Eigenschaften eines andern Individuums nachzuahmen, und sie zur Ausübung bringen können. Aksakow hat selbst in seinem zweiten Hauptwerke (Vorläufer des Spiritismus) eine Reihe solcher Beispiele gesammelt, die beweisen, wie vorsichtig wir in dieser Hinsicht sein müssen. Wer freilich die Geschichte des Spiritismus genauer kennt, wird wissen, daß es dennoch Fälle gibt, wo sich dem Beobachter die Annahme einer Identifikation mit fast unwiderstehlicher Gewalt aufdrängt und es den Anschein hat, als würden von jenen Wesen selbst die größten Anstrengungen gemacht, um eine Verbindung zwischen den beiden Welten herzustellen. Aber alle diese Gründe sind doch, wie Aksakow selbst sagt, rein subjektiv — die objektive Wissenschaft fordert noch andere Beweise, die wir aus Unkenntnis jener anderen Welt nicht zu erbringen vermögen.

Schluß folgt — H. Hänig

Deutsche und französische Kultur im Elsaß

Der Weltkrieg treibt uns unablässig an, uns mit der Geschichte außerdeutscher Gebiete zu befassen, um Gegenwart und Zukunftsmöglichkeiten recht zu begreifen. Belgien, Polen, Ostseeprovinzen, Ukraine, Serbien, Albanien, Indien, Aegypten — wann wurde unter uns über diese Länder so viel geschrieben und gelesen als heute? Recht so! Aber der Deutsche vergesse auch nicht, daß es innerhalb seines Vaterlandes einen Gau gibt, um dessen Zukunft in ganz besonderer Weise jetzt die Entscheidung geht. Die Christliche Welt hat sich kurz vor Ausbruch des Krieges um eine Würdigung der innern Lage des Elsässertums durch Veröffentlichung der Artikelreihe von Carl Scheer „Zum Verständnis der elsässischen Seele“ (1914, Nr. 7—9) ernstlich bemüht. Die Aufstellungen Scheers waren meines Erachtens teilweise sehr anfechtbar. Wenn sie aber etlichen Deutschen zum Bewußtsein gebracht haben, daß man sich in Altdeutschland das Urteilen über das Elsaß im Allgemeinen gar zu leicht gemacht hat, so ist von ihnen doch eine erfreuliche Wirkung ausgegangen. An solcher Wirkung braucht man ja wohl nicht zu zweifeln, nachdem Scheers Darlegungen, als Broschüre erschienen, in kurzer Zeit vergriffen waren. Deshalb darf aber wohl gerade eine an den Leserkreis der Christlichen Welt gerichtete Bitte, neueren Veröffentlichungen über das Elsaß Beachtung zu schenken, auf freundliche Aufnahme rechnen. Es trifft sich wirklich gut, daß eben jetzt, mitten im Kriege, uns zwei Schriften geschenkt werden, die in geradezu glänzender Weise uns auf dem elsässischen Schlachtfeld zweier Weltkulturen Führerdienste leisten. Hier die Titel: Deutsche Dichtung im Elsaß von 1815 bis 1870. Eine Auswahl, eingeleitet und herausgegeben von Emil v. Borries. Mit zehn Bildnissen. Und: Deutsche und französische Kultur im Elsaß in geschichtlicher Beleuchtung, Rede, gehalten am 27. Januar 1916 bei der Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers durch die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg von D. Gustav Anrich, Professor der Kirchengeschichte. Mit Erläuterungen. Beide Schriften bei Karl J. Trübner in Straßburg verlegt. (6 Mk. und 1 Mk.)

v. Borries ist seit Jahrzehnten in Straßburg ansässiger Altdeutscher, Anrich Altelsässer. Das Bild, das beide Geschichtsforscher uns vom Ringen des deutschen und französischen Geistes um die Seele des elsässischen Volkes darbieten, deckt sich völlig. Ist solche Uebereinstimmung schon von vornherein beachtenswert, so wirkt bei beiden Gelehrten die Gründlichkeit ihrer Methode, die strenge Sachlichkeit ihres Urteils, der von jedem Chauvinismus freie weite Blick und die Kraft psychologischen Einfühlens erst recht vertrauenerweckend.

Bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war das Elsaß trotz der französischen Herrschaft völlig deutsche Geistesprovinz. In den letzten beiden Jahrzehnten vor der großen Revolution begann die französische Kultur, zunächst vorwiegend als äußere Kultur, in friedlicher Eroberung vorzudringen. Immerhin fühlte sich der Elsässer des Jahres 1789 noch als Deutscher, wenn auch unlöslich mit dem französischen Staatswesen verbunden. Die Revolution und der Siegeszug des ersten Napoleon bedeuteten für das Franzosentum im Elsaß große moralische Eroberungen. Der Elsässer des Jahres 1815 rühmte sich mit Stolz, Bürger des französischen Staates zu sein, dessen Waffenruhm ihn mitbestrahlte und dessen organisatorische Arbeit ihm den inneren Frieden gegeben hatte. Aber die deutsche Kultur des Landes bestand weiter, ja schien garnicht ernstlich bedroht. In naiver Weise glaubten diese „Deutschen unter französischer Botmäßigkeit“, daß französischer Staatsgedanke und deutsche Kultur für immer einträchtig wie Brüder bei einander wohnen könnten. Man wähnte, politisch ganz im französischen Staate aufgehn und gleichzeitig nach Sprache, Lebens- und Weltanschauung ein Deutscher bleiben zu können. Wo sich ein Zweifel dawider regen und für das Elsaß die Bezeichnung Zwitterland aufkommen will, gerät der elsässische Dichter Karl Friedrich Hartmann (1788—1864), ein glühender französischer Patriot, in heftige Zorneswallung:

> Ein Frankenherz und deutsche Sprach'
> Sind dem Alsaten keine Schmach,
> Wies auch die Fremde deute.

Und Ehrenfried Stoeber (1779—1835) ist derselben Meinung:

> Meine Leier ist deutsch, sie klinget von deutschen Gesängen,
> Liebend den gallischen Hahn treu, ist französisch mein Schwert.
> Mag es über den Rhein und über den Wasgau ertönen:
> Elsaß heißet mein Land! Elsaß, dir pochet mein Herz!

Wenn aber diese Dichter die Ungesundheit solcher inneren Zwiespältigkeit nicht empfanden, so konnte der Konflikt, der ihnen noch unbewußt war, auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Der straff zentralisierte französische Einheitsstaat, dem sie in allemannischer Treue ergeben waren, mußte als moderner Nationalstaat mehr und mehr Trieb und Willen haben, alles möglichst mit seinem Geiste zu erfüllen und das ihm Wesensfremde zu bekämpfen. Der frische Wind der Julirevolution spannte seine Segel und trieb auch das Elsaß immer stärker in den breiten Strom des französischen Lebens hinein. Deutsche und französische Kultur halten sich jetzt etwa die Wage. Wie lange wird es noch dauern und der deutsche Geist wird dem immer aggressiver auftretenden Franzosentum unterliegen? Diese Entwicklung sieht der Dichter und Kulturhistoriker Ludwig Spach (1800—1879) mit unausweichlicher Sicherheit kommen. Tiefer veranlagt als die oben genannten Dichter, kämpft er den Zweisprachen- und Zweiseelenkonflikt in seiner ganzen Herbheit durch. Die Erkenntnis der inneren Unmöglichkeit der Doppelkultur geht ihm in schweren inneren Nöten auf. 1839 lüftete er in einer Vorrede zur Ausgabe seiner Gedichte ein klein wenig den Schleier vom Geheimnis seiner inneren Kämpfe, die mit dem Entschlusse endigten, fortan in französischer Sprache sich literarisch auszuwirken. Er sagt von sich:

> Im Doppelringen zersplitterten sich des Letzteren Kräfte; bald nach Osten, bald nach Westen gekehrt, hatte seine literarische Tendenz keinen festen Haltepunkt mehr; Aufmunterung und Teilnahme, die Lebensatmosphäre des Dichters, fehlte, die Morgenröte alsatischer Erinnerung drang mühsam durch den Dunstkreis, der zwischen den Hügelreihen von Montmartre und St. Geneviève im Sommer und Winter jahraus, jahrein gewitterbrütend sich lagert; die Glockentöne der Kindheit verhallen nach und nach im Wogen und Brausen der Völkerstadt. — Es ist in jeder Lebenslage eine schwierige Aufgabe, doppelten Pflichtansprüchen zu genügen; unauflöslich aber wird ein solches Problem, wenn es sich um geistige Tendenzen handelt, die ihrer Natur nach schwer zu vermitteln sind. Der Sänger nachstehender Jugendelegieen und Reiselieder nährte in seiner Brust lange und gleichzeitig eine Zwillingsliebe für die gallische und die deutsche Muse und lernte allzuspät einsehen, daß es sich mit solcher idealen Huldigung wie mit der irdischen Brautbewerbung verhalte, welche letztere auch ein einziges Ziel unverrückt verfolgen muß, wenn sie der Erfüllung ihrer Wünsche teilhaftig werden will.

An einer andern Stelle verglich dieser Märtyrer elsässischer Doppelkultur den Zwiespalt in seiner Seele mit dem Zusammenfluß zweier Wasserläufe von derselben Kraft, die sich lange sträuben, ihre Wasser zu vermischen und ihre Strömungen zu vereinigen:

> Die Gewohnheit, meine geheimsten Gedanken in eine Deutschland entlehnte dichterische Form zu gießen, diese Gewohnheit, oder, um mich richtiger, wenn auch anspruchsvoller auszudrücken, diese gebieterische Notwendigkeit war da, war in der Tiefe meines Herzens eingewurzelt, unzerstörbar wie eine Schmarotzerpflanze, wenn man will, aber eben unzerstörbar; andererseits fiel der befruchtende Tau des Himmels nicht mehr auf die Blätter dieser zähen Pflanze, die ver-

welkte, ohne absterben zu können. Die ursprüngliche Eingebung, die deutsch war, nahm mit der fremden Sprache, die wie eine feindliche Eroberin eindrang und sie zu ersticken drohte, den Kampf auf; sie rief ihr mit aller Kraft der Kindheits- und Jugenderinnerungen zu: Du wirst mich nicht töten. Und die Herrin des Ortes, die französische Tyrannin, ging darüber hinweg, ohne diesen Verzweiflungsschrei zu hören; langsam, unwiderstehlich zwang sie sich durch die Macht der Verhältnisse auf und verlachte die arme, schüchterne, schlecht genährte, erbärmlich gepflegte Fremde. Und trotzdem kämpfte die deutsche Gedanken- und Gefühlswelt mit dem Mute der Verzweiflung; endlich des Kampfes müde, wurde sie still und versteckte sich in den hintersten Schlupfwinkeln der Seele, zu denen auch die gewalttätigsten Unterdrücker niemals gelangen. Aber das Feld, auf dem dieser innere Kampf ausgefochten worden war, blieb unfruchtbar; die beiden feindlichen Sprachen hatten sich gegenseitig neutralisiert.

Blutenden Herzens entschließt sich Ludwig Spach endlich, durch die Klarheit seines Geistes vor ein Entweder-Oder gestellt, dem deutschen Schrifttum zu entsagen:

Fern sei mir der Gedanke, unser altes Erbe von deutschen Gefühlen, die Wahrhaftigkeit, die Liebe zum Ideal, die Religiosität, die trotz allem, was man sagt, noch in den Herzen Vieler leben, zu verachten; Unglück komme über mich, wenn ich das Studium der großen deutschen Dichter verbieten wollte, die die wohltönendsten Saiten der Aeolsharfe, die man Seele nennt, zum Klingen bringen; aber ich werde nicht aufhören, von den Dächern unserer Häuser, am Eingang unserer Hochschulsäle und vor den bescheidenen Zimmern, in denen der einsame Student wohnt, zu predigen, daß der einzige Rettungsanker für unsere literarische Jugend in der französischen Form, in der Pflege und im Gebrauch der französischen Sprache ruht.

Aber nicht alle zogen aus der für die deutsche Sprache und Kultur ungünstigen Wendung der Dinge dieselbe Folgerung wie Ludwig Spach. August und Adolf Stoeber, die Söhne Ehrenfrieds, riefen zur Verteidigung des kulturellen elsässischen Deutschtums eine Zeitschrift „Erusnia" ins Leben (1838). Sie glaubten an die Vereinbarkeit französischer Staatsgesinnung mit eifrigster Pflege deutscher Sprache und Kultur. „Das Elsaß muß deutsch fortgebildet werden, wenn ihm irgend noch ein Heil bleiben soll", schrieb August Stoeber. „Wir wollen als Elsässer unsern deutschen Charakter behalten, und sollten die Welschen darüber des Teufels werden." Eduard Reuß, der spätere Altmeister der wissenschaftlichen Erforschung des Alten Testamentes, führte eine scharfe Klinge wider Ludwig Spach und gab die Losung aus: Wir reden Deutsch!, sie also erläuternd:

Wir reden Deutsch, heißt ja nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserem Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus. Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur Ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur, wer, unsers Ursprungs vergessend, um des eitlen Flitterstaates napoleonischer Lorbeeren willen noch jetzt im Liede die eiserne Rute küßt; unser Todfeind ist, wer eine frevelnde Hand an das Heiligtum unserer Nationalität legt. Unsere Meistersinger müssen die Wurzeln der wahren Freiheit in unserer Deutschheit zu finden wissen.

Reuß und seine Gesinnungsgenossen lehnten also die Spachsche Auffassung, daß ein inneres Herzensverhältnis zum Vaterlande in einem von einer Nationalität getragenen Staate nur derjenige gewinnen könne, der die Nationalsprache als Muttersprache spreche, ab. Wir freuen uns, daß er es tat. Aber Reuß konnte nur deshalb diesen Standpunkt einnehmen, weil sein Staatsbegriff noch der des achtzehnten Jahrhunderts war:

Für die Meisten bleibt das Staatsgesetz und die bürgerliche Ordnung eine bloße, tote Form, gegen welche sie sich passiv verhalten und mit welcher sie nur bei bestimmten Gelegenheiten in Berührung kommen. Für Tausende existiert der Staat nur, wenn sie bezahlen, das Gesetz nur, wenn sie heiraten, das Recht nur, wenn sie verkaufen, erben, prozessieren —

so urteilt er und läßt nicht durchblicken, daß seine eigene Auffassung eine sehr viel höhere sei. Deshalb erkannte er den Konflikt auch nicht in seiner ganzen Schärfe und wurde einem Manne wie L. Spach wohl nicht gerecht. Aber wie nicht selten in der Geschichte, hat auch hier sogar der Irrtum im Dienste eines edlen und hohen Gedankens Segen gestiftet. In durch keine Zweifelsnot gebrochener Ueberzeugungskraft haben elsässische Dichter wie die Gebrüder Stoeber, Gustav Mühl, Karl August Candidus und Karl Hackenschmidt dann in den folgenden Jahrzehnten das Banner des elsässischen Deutschtums mutig entfaltet, allen Mächten der Zeit zum Trotz. Nach menschlichem Ermessen standen sie auf vorlorenem Posten, besonders in den letzten Jahren vor dem deutsch-französischen Kriege, denn die immer rücksichtsloser vorgehende französische Schulpolitik durfte hoffen, ihr Ziel, die Verwelschung des Landes, in Bälde zu erreichen. Wie Edles haben sie geschaffen! Man findet das Wertvollste in trefflicher Auswahl bei v. Borries. Hier sei nur erinnert an Adolf Stoebers berühmtes Lied auf die deutsche Sprache:

Muttersprache deutschen Klanges,
o wie hängt mein Herz an dir!
Des Gebetes und Gesanges
heilge Laute gabst du mir.

Sollt ich deine Fülle missen,
o wie kränkte der Verlust:
Wie ein Kind, das man gerissen
von der warmen Mutterbrust!

Immerhin: die deutsche Kultur des Elsasses wäre dem Untergang geweiht gewesen, hätte nicht 1870 das deutsche Schwert sie gerettet. Erst recht wäre von der deutsch-französischen Doppelkultur bald nichts übrig geblieben. Sie wäre in der französischen Kultur untergetaucht. Auch sie verdankte der Lostrennung des Landes von Frankreich ihr Leben. Daß der Gedanke der Doppelkultur nunmehr unter deutscher Herrschaft eine verstärkte Anziehungskraft ausübte, hat die verschiedensten Gründe. Idealisten erblickten in ihm das eigentliche elsässische Kulturideal, weil das Elsaß die weltgeschichtliche Aufgabe erhalten habe, zwischen den beiden Kulturen zu vermitteln. Dem Geschäftsgeist sagte er zu, weil die von ihm begünstigte Zweisprachigkeit dem Elsässer einen Vorsprung vor dem Altdeutschen oder Franzosen zu sichern schien. Aber auch die Charakterlosigkeit, die aus Menschenfurcht ein eindeutiges Bekenntnis zum deutschen Staat und zur deutschen Kultur scheute, suchte Zuflucht hinter den schützenden Mauern dieses Gedankengebäudes. Vor allem aber mußte das Schlagwort "elsässische Doppelkultur" als Marke dienen für die Bestrebungen derer, die auf eine Zurückdrängung der deutschen Kultur und auf Umwandlung des Elsasses wenn nicht in einen Teil des französischen Staates, so doch wenigstens in eine französische Geistesprovinz abzielten. Es kamen Zeiten, wo Jeder, der in einer einheitlich deutschen, statt in einer Doppelkultur, in der Einsprachigkeit statt in der Zweisprachigkeit das Gesunde und Ersprießliche für das Elsaß erblickte, sofort als „Pangermanist" verschrieen wurde. Als wider solchen Terrorismus die Elsaß-lothringische Vereinigung sich erhob und eine bodenständige elsässische Kultur im engen Anschluß an die deutsche Gesamtkultur fördern wollte, hatte sie kaum mit geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen als die Männer, die einst unter französischer Herrschaft um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das deutsche Banner hochhielten. Und nicht lange nach Ausbruch des Krieges konnte Jeder sich davon überzeugen, von den Fällen schnöden Landesverrats ganz abgesehen, wie entnervend außer andern Faktoren dieses Ideal der Doppelkultur auf das nationale Verantwortlichkeitsgefühl gewirkt, wie es vielfach jedes Aufkommen deutsch-vaterländischen Empfindens niedergehalten hatte. Offenbar steht auch Anrich unter dem Eindruck der bedenklichen Folgeerscheinungen dieses Ideals. Mit erfrischender Klarheit und männlichem Freimut spricht er, zunächst im Blick auf die Verhältnisse der sechziger Jahre, aber dann mit deutlicher Anspielung auf eine jüngere Vergangenheit sich darüber aus:

Vermittelungen [zwischen deutscher und französischer Kultur] auf einzelnen Gebieten haben denn auch stattgefunden, und aus den besonderen Verhältnissen der Zeit erwuchs manche besondere Mission. Eduard Reuß zum Beispiel, der Vertreter deutscher Art, konnte in Frankreich als Bahnbrecher wirken, weil er der von der Zeitlage ihm gestellten besonderen Aufgabe sich nicht versagte, dem französischen Protestantismus die deutsche Bibelwissenschaft zu vermitteln. Eine Rechtfertigung der Doppelkultur als Ziel, als Prinzip und Ideal bedeuten solche Vermittelungen mit nichten. Eine Doppelkultur, die eine wirkliche harmonische innere Verbindung oder gar einen höheren Ausgleich beider Kulturen darzustellen hätte, hat es denn auch in keiner Gesellschaftsschicht gegeben; wenn überhaupt, was nicht ohne Einschränkungen zu bejahen ist, hat nur bei einigen wenigen Höchstgebildeten etwas von diesem Ideal Gestalt gewonnen. Es war die elsässische Doppelkultur auch nie eine irgend einheitliche und ausgereifte Größe; immer standen vielmehr nebeneinander Menschen

und Kreise, in denen die deutsche, und solche, in denen die französische Art wesensbestimmend war. Mit einem Wort, die Doppelkultur war — und ist — die Mischkultur einer Uebergangszeit; sie stellte einen Uebergangszustand dar, der als solcher allerhand besondere Aufgaben in sich schloß, aber so wenig von Dauer sein konnte wie jeder Schwebezustand. Fraglos hatte diese Mischkultur für die äußeren Lebensbeziehungen ihre Vorteile. Aber wie das Reden, Denken und Fühlen in zwei Sprachen von ganz verschiedenem Genius ein Leben in zwei Welten bedeutete, das auch für die Tüchtigsten eine gewisse Zwiespältigkeit des inneren Seins zur Folge hatte und die Entfaltung der Persönlichkeit zu kraftvoll geschlossener Einheit mindestens gefährdete, so bedeutete für das Ganze in Hinsicht auf wahre innere Bildung, auf geistige und seelische Kraft die Doppelkultur fraglos Hemmung, Verflachung, Veräußerlichung. An dem ungemeinen Bildungstiefstand in vielen Schichten des Bürgertums, an dem zunehmenden Mangel an charakterfesten Persönlichkeiten ist die Doppelkultur mitschuldig. Wie klagten damals die Urteilsfähigen, daß der Arbeiter und Bauer seine Muttersprache nicht mehr schreiben und die in der Schule angeeignete Fremdsprache nur halb noch verstehen und sprechen könne! Auch wird es kaum Zufall sein, daß das Elsaß im neunzehnten Jahrhundert zwar große Generale und große Männer der Industrie, aber auf dem Gebiete des Geisteslebens keinen schöpferischen Genius aufweist, keinen wirklichen großen Dichter, Schriftsteller, Musiker, Künstler und nur einige wenige bedeutende Gelehrte.

Vor allem aber lassen grade die sechziger Jahre mit voller Deutlichkeit erkennen, wohin diese ganze Entwicklung mit innerer Notwendigkeit führen mußte, ohne daß die meisten Zeitgenossen sich davon Rechenschaft gegeben hätten: nicht auf ein schönes Gleichgewicht oder eine harmonische Verbindung der beiden Kulturen war sie eingestellt, vielmehr auf den vollen und ausschließlichen Sieg der französischen Kultur. In den oberen Schichten hätte derselbe nicht mehr sonderlich lange auf sich warten lassen. Wäre das Jahr 1870 nicht gekommen, es würden unsre Söhne Goethe und Schiller nicht anders lesen als der gebildete Deutsche Pascal und Molière liest. Vor der Schule und der Gesellschaft hätte über kurz oder lang auch die Kirche in der Sprachenfrage schrittweise kapitulieren müssen. Von hochdeutscher Sprache und Schrifttum abgeschnitten, wäre das Elsässerdeutsch in Arbeiterkreisen ohne besonders zähen Widerstand einem zweifelhaften Französisch gewichen, während es sich auf dem Lande wohl noch eine beträchtliche Zahl von Generationen hindurch als altertümliches, mehr und mehr verachtetes Patois behauptet hätte. Unser Volk ohne sein deutsches Volks- und Kirchenlied, ohne seine Lutherbibel, seine Muttersprache als die Sprache der Unbildung betrachtend — man mag nicht ausdenken, welche Gefühls- und Gemütswerte dadurch zerstört, welche Kleinodien der Volksseele angetastet worden wären! Jedenfalls: mit der behaupteten kulturellen Vermittlungsmission des Elsaß wäre es ausgewesen. Und wenn heute die Doppelkultur wieder als das eigentliche elsässische Ideal gepriesen wird, sei es von überzeugten, ehrlichen Kulturidealisten, sei es von solchen, die ihre Pflege bewußt oder unbewußt andern Zielen dienstbar machen, so geben sich wohl die Einen so wenig wie die Andern davon Rechenschaft, daß sie heute von Doppelkultur nicht reden würden, wenn das Elsaß im Jahr 1870 nicht wieder deutsch geworden wäre.

Erfreulicherweise mehren sich neuerdings die Stimmen im Elsaß, die aus den Verschwommenheiten und Halbheiten solcher Zwitterkultur heraus zu eindeutigem Bekenntnis zum Deutschtum mahnen. In einer verdienstlichen kleinen Schrift „Elsässische Volksstimmen, Bilder aus dem Weltkrieg", die der Evangelische Preßverband für Elsaß-Lothringen (Geschäftsstelle: Colmar, Bartholdistraße 20) soeben in zweiter, erweiterter Auflage herausgegeben hat und die auch sonst sehr beachtliche Beiträge enthält, hat der evangelische Pfarrer des Straßburger Vorortes Königshofen Karl Braun Feldbriefe zu Worte kommen lassen, die er von „rassereinen Elsässern" erhielt. Er sagt:

Meine Gewährsleute haben nur den Fehler, der armen, von der welschen „Bildung" nicht erfaßten, einsprachigen Schicht unserer Bevölkerung anzugehören oder aus ihr hervorgegangen und deswegen für die tonangebenden elsässischen Kreise unmaßgeblich zu sein. Auch hätten sie sich vor dem Kriege und unter dem Einfluß der nationalen Stickluft ihrer Heimat vermutlich größtenteils gescheut, mit ihrem Bekenntnis zur deutschen Sache so rückhaltlos hervorzutreten, wie sie dies jetzt, im Banne der vaterländischen Begeisterung des deutschen Heeres, in so herzerquickender Weise zu tun gelernt haben. Wieviele elsässische Vertreter von Besitz und Bildung hatten denn aber vor dem Kriege hierzu den Mut gefunden? Wieviele finden ihn selbst in dieser gegenwärtigen Zeit noch nicht, die doch die Geister so eindrücklich zu einer ehrlichen, eindeutigen Stellungnahme zwingen will?

In die Freude, die man beim Lesen der in dieser Schrift gesammelten Volksstimmen empfindet, mischt sich ein Gefühl des Unmutes darüber, wieviel freier alles Gute im elsässischen Volkscharakter sich hätte entfalten können, wäre den breiten Schichten nicht aus den oberen Kreisen des Bürgertums immer wieder suggeriert worden, der Elsässer bleibe sich selbst nur treu, wenn er sich als eine Art Zwischenwesen zwischen den beiden Völkern fühle. Das Hemmende und Belastende solcher Anschauung wird auch sonst da und dort jetzt klarer gefühlt. Beweis dafür eine Erklärung, der die Redaktion des Evangelisch-protestantischen Kirchenboten für Elsaß-Lothringen in ihrer Nr. 7 vom 12. Februar des Jahres Raum gibt. Der derzeitige (altelsässische) Herausgeber schreibt:

Ich weiß es, daß in unserem Kirchenboten die deutsch-nationale Note ganz anders mitklingt als vor diesem Krieg. Das hängt damit zusammen, daß in mir selber und in dem Herzen manchen Mitarbeiters diese Note deutlicher und eindeutiger tönt, als früher. Da die Entscheidungszeit äußerlich uns überfiel, wie ein gewappneter Riese, da war auch die innere Entscheidung da, voll und ganz. So müssen wir reden, wie wir denken — oder wir müßten schweigen.

Von solchem Verhüllen und Verschweigen hatten wir in Friedenszeiten übergenug. Wir haben im Verschweigen selber mitgesündigt. Wir waren manchmal, wenigstens in der Oeffentlichkeit, stille, wenn der kleine Abbé von Colmar, auch von manchen Protestanten bejubelt, hehlings wieder eine Handvoll Unkraut auf den schönen und fruchtbaren Acker unserer Heimat säte.

Wir handelten in gutem Glauben. Wir glaubten an die Entwickelung, diesen Herrgott, den das neunzehnte Jahrhundert auf den Thron setzte. Wir hofften auf die gute Entwickelung auch in nationalen Dingen, in allem Frieden.

Da kam dieser Krieg. Nun i s t Entscheidungszeit. Sie ist da, für uns fromme Menschen, nach Gottes Willen.

Drum haben auch wir uns entschieden. So treten wir für das ein, was wir als das Rechte erkannt haben f ü r u n s e r V o l k.

Wir haben dabei Ehrfurcht vor jeder ehrlichen Ueberzeugung. Rücksichtslos aber gehen wir hinweg über alle falsche „Neutralität" und voller Verachtung über jede erbärmliche Charakterlosigkeit.

Unser Volk muß wieder offen und einheitlich national fühlen und bekennen lernen. Es muß heraus aus dem Wahn oder der Lüge der Doppelkultur. Nur so kommen alle die herrlichen Kräfte, die in unserem elsässischen Volke stecken, zur rechten, vollen Entfaltung. Dazu wollen wir an unserem Teile helfen, so wenig oder so viel wir können.

Das ist die „Politik", die wir treiben. Indem wir diesen Weg gehen, sind wir so „religiös", so fromm, wie je einmal. Und Schritt für Schritt stehen wir in voller Gemeinschaft mit unseren Soldaten, die auch für uns kämpfen und bluten und sterben.

Die Elsässer, die solche „Politik" treiben, haben unter ihren Landsleuten auch heute noch keinen leichten Stand. Möchte man ihnen ihre Aufgabe nach dem Kriege nach Kräften erleichtern! Alles plumpe Draufgängertum, z. B. in der Sprachenfrage, alles verletzende Verallgemeinern sollte ebenso vermieden werden wie die würdelose Art, wie von seiten deutscher Behörden oft genug Männer, deren politische Unzuverlässigkeit zu ergründen wahrlich keines psychologischen Scharfblickes bedurfte, verhätschelt und zuverlässige Elemente zurückgesetzt wurden. Vor allem aber sollte man in Deutschland nicht vergessen, daß Deutschland (indem es, dynastische Eifersüchteleien zu schonen, im Jahre 1870 das eigenartige staatsrechtliche Gebilde des Reichslandes schuf und damit eine Art Kleinstaat ins Leben rief, der neben Preußen, Bayern, Baden usw. als etwas Besonderes anerkannt wurde) selber den Keim legte zu jenem elsässischen Partikularismus, den die französische Propaganda so geschickt für ihre Zwecke auszubeuten lernte. Deutschland selbst ist von der Mitschuld nicht freizusprechen, daß es, wenn auch ungewollt, eine Entwicklung schon im Jahre 1870 begünstigt hat, die dem elsässischen Volke den Blick für das trübte, das „zu seinem Frieden dient". Möchte die elsässische Kultur aus einer Zwitterkultur sich zu einer einheitlichen entwickeln! Sie braucht deshalb gewisse wertvolle Eigentümlichkeiten aus der Zeit, da sie französischem Geiste sich öffnete, noch lange nicht preiszugeben. Aber darauf kommt es an, daß der Elsässer die schlichte Wahrheit begreifen lerne: Kein Mann gedeihet ohne Vaterland. Dann wird auch noch einmal die elsässische Seele am deutschen Wesen genesen!

Otto Michaelis

Von unsern Feinden

Deißmann schreibt in seinem 69. amerikanischen „Wochenbrief":

Frankreich, dessen atheistische oder religiös gleichgültige Machthaber in den anderthalb Jahrzehnten vor dem Weltkrieg im Namen der Freiheit alles getan hatten, um die in einer ehrwürdigen Geschichte von anderthalb Jahrtausenden errungene Freiheit der öffentlichen Ausübung der christlichen Religion unter Mißachtung uralter Rechte der Kirchenverbände durch Staatsgesetze zu zerstören, hat in den ersten Monaten des Krieges eine große religiöse Erweckung erlebt. Mit dem

Tiefblick des Religionshistorikers und dem ganzen Feingefühl seiner religiösen Persönlichkeit hat als neutraler Beobachter schon an Luthers Geburtstag 1914 der Erzbischof von Upsala D. Nathan Söderblom in seinem ersten Hirtenbriefe bei der Schilderung der durch den Weltkrieg geschaffenen seelischen Lage auch die religiöse Wiedergeburt Frankreichs geschildert. Die Absperrung der kämpfenden Völker von einander hat eine Orientierung über die innere Lage auf der Gegenseite ungemein erschwert, und so ist meine Kenntnis der seelischen Tatsachen im gegenwärtigen Frankreich natürlich nur sehr lückenhaft. Ich bedauere insbesondere, daß die rohen Stimmen von drüben, weil sie dröhnen, eher und häufiger zu uns gelangen als die feinen stilleren Laute. Auch die Trompetenfanfaren der rein politischen Zwecken dienenden Manifeste der römisch-katholischen und protestantischen Wortführer übertönen das schluchzende De profundis der französischen Mütter und das Pianissimo im Requiem der Trauermessen schrill und gellend.

Ich mache dem Comité Protestant de Propagande Française à l'Étranger (102, Boulevard Arago, Paris) keinen Vorwurf daraus, daß es sich den rein politischen Zweck gesetzt hat, die Neutralen zu beeinflussen und für die französische Sache zu gewinnen. Andere als patriotische Motive liegen dieser Organisation gewiß nicht zu Grunde, und wo wir in diesem furchtbaren Kampf der Völker eine ehrliche und tapfere vaterländische Gesinnung auch beim Gegner finden, da haben wir zunächst immer ein Gefühl ritterlicher Achtung. Aber mit Patriotismus allein kann man den ungeheueren Kampf nicht führen, jenen zweiten, geistigen Menschheitskampf, der seit zwanzig Monaten neben dem Krieg der Schlachten um die Frage tobt, wer für den Ausbruch des Weltkrieges vor der Geschichte verantwortlich ist. Eindringende Kenntnis und Verwertung der Tatsachen und kühle selbstverleugnende Kritik der Tatsachen sind da notwendiger als die besten patriotischen Absichten, und es ist geradezu ein welthistorisches psychologisches Gesetz, daß der Unterliegende seinem Ueberwinder seelisch niemals gerecht werden kann: der Unterliegende ist stets das Lamm, der Ueberwinder ist stets der Wolf.

Das Manifest des Comité français an die Protestanten der neutralen Staaten (aux Protestants des États neutres), dessen französisches Original kein Datum trägt, ist ein typisches Beispiel dafür, wie leicht ein gewiß ehrlicher Patriotismus unter dem Prunkmantel einer eleganten und pathetischen Sprache den starken Mangel an umfassender Kenntnis der Tatsachen und an Kritik des ihm bekannten Teils der Tatsachen verbergen kann.

Wie wenig es Zweck hat, heute mit den Franzosen über diese Dinge zu diskutieren, beweist ein Brief von Frank Puaux, einem der Vizepräsidenten des C. P. d. P. F. à l'E. in den „Mitteilungen des Französisch-protestantischen Vereins" unter dem Titel „Verantwortlichkeit". Das Blatt trägt weder Nummer noch Datum; man abonniert darauf im Bureau: Paris 14, Boulevard Arago 102, Frankreich für 1,50, Weltpostverein für 2 Frs. Es ist deutsch geschrieben, und nicht schlecht. Jedenfalls viel besser als das bedauerliche Flugblatt, das „eine Gruppe von Schweizern in Paris an die eidgenössischen Brüder" versandt hat, und das wir nicht erwähnen würden, wenn es nicht den naiven Satz enthielte: „Wir tragen ein protestantisches Fähnlein voran, aber über diesem Fähnlein weht die nationale, französische Tricolore." 27 gut deutsche Namen haben gezeichnet.

Vortrefflich wird man über das französische Schrifttum dieser Tage fortlaufend unterrichtet durch die „Französischen Briefe" von Otto Grautoff im Literarischen Echo. (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) —

Von den Engländern bringt uns das Februarheft des Nineteenth Century Interessantes. Nicht lauter Erfreuliches: den unglaublichen Artikel, mit dem das Heft eröffnet wird, über den „Pakt von Konopischt" haben die neusten Preußischen Jahrbücher (April) genügend an den Pranger gestellt. Uns geht ein Aufsatz des Bischofs Bury (Bishop for North and Central Europe), der kurz vor dem Kriege zu einer Kirchweihe in München war, mehr an. Er ist überschrieben: Is anything wrong with German Protestantism? Wir geben ihn hier in freiem Auszug wieder:

Ein großer Wechsel scheint mit dem deutschen Volke vorgegangen zu sein. Scheinbar oder wirklich? Man hat eine ehrliche Bewunderung für deutsche Tüchtigkeit und für die Vollkommenheit der deutschen Kriegsmaschine, aber über die Art der Kriegsführung nur ein Gefühl von wachsendem Schrecken und Bestürzung. Entartungen, zu schrecklich sie zu beschreiben, gebraucht gegen hilfloses Volk, oder Töten verwundeter Gefangener, oder Torpedieren großer Passagierdampfer oder Armeniermassakres, wie sie selbst die Türkei vorher nicht versuchte, und man hört kein tadelndes Wort in Deutschland, wie der bestbekannteste Mann im Haag[1]) sagt, der alle darauf bezüglichen Veröffentlichungen der letzten Jahre verfolgte.

Deutschland scheint darauf bedacht zu sein, seine Armee zu den scheußlichsten Grausamkeiten zu stärken. Entweder muß das Volk sich geändert haben, oder wir haben uns alle im deutschen Charakter getäuscht. Nichts kann schlimmer für ein Volk sein, als die Verdunkelung seines geistigen Horizontes oder eine offenbare Verletzung seines Sittengesetzes. Einer der fähigsten sozial arbeitenden Männer sagte mir vor drei Jahren: „Deutscher Protestantismus! soviel verschwendete geistige Kraft; eine pathetische Art von etwas, das gewesen ist, Zeugnis abzulegen. Als geistige Kraft ist er tot." Das Urteil hat in mir verschärft, was ich gelegentlich jährlicher Besuche bei englischen Vereinigungen und englischen Geistlichen in Deutschland als Gast in deutschen Häusern beobachtete. Ueberall kann man gottesfürchtige Leute und einfache Frömmigkeit finden wie bei uns, aber ob der Protestantismus in Verbindung mit persönlicher Frömmigkeit jenes wahre körperschaftliche geistige Leben hat, das wir als Gegenstand und Absicht der Kirche Christi betrachten? Jetzt sind wenig Anzeichen dafür vorhanden. Einige lutherische Kirchen sollen während des Krieges übervoll gewesen sein, aber man kam hauptsächlich, um leidenschaftlichen Reden von glühendem Patriotismus in etwas arrogantem Ton zuzuhören; nicht daß den Hörern nahe gelegt würde, an ihre Beziehungen untereinander, zu der übrigen Welt, einschließlich ihrer Feinde, zu denken. Deutsche Protestanten scheinen ihre Geistlichen als Leiter für ihre persönliche Religion und bei Amtshandlungen zu gebrauchen, zu weiter nichts. Engländer sagen: wir haben eine Nationalkirche, Russen: wir sind eine Nationalkirche. Deutsche Gedanken bewegen sich weder in dieser oder jener Richtung, nur in persönlicher, und vermeiden ganz, was den eigentlichen Sinn der Kirche bildet: Pflicht und Verantwortlichkeit. Kenner Deutschlands sagen: Der Kaiser und seine Umgebung sollen sich lange des Mangels der Staatskirche gegenüber dem wahren Sinne der übernatürlichen Kirche bewußt gewesen sein. Man sieht den daraus folgenden beständigen Mangel von aufbauender Kritik, religiösem Gefühl und Moral, mit allen schrecklichen Folgen für den Krieg.

Der Protestantismus hat kein gemeinschaftliches geistiges Leben noch irgend einen öffentlichen Ausdruck desselben in Deutschland hervorgebracht. Diese ganz elementare Grundlage fehlt. Die Taufe z. B. wird als Familienzeremonie gehandhabt; ich habe nie gehört, daß sie in der Kirche ist. Die Feier ist sehr eindrucksvoll, und es ist begreiflich, daß die große Silberschale mit den eingravierten Namen ein sehr geschätztes Besitztum des Hauses ist. Aber solche Feier verstärkt nicht die dem Sakrament innewohnende Wahrheit, daß in erster Linie ein Mensch in die Gemeinschaft der Kirche Christi aufgenommen werden soll. Die Konfirmation, sorgfältig und lange vorbereitet, führt in keiner Weise zu kirchlichem Leben oder Verantwortlichkeit. Sie wird vom Gesetz verlangt; ein junges Mädchen sieht sie als Eintritt in die Gesellschaft, ein Knabe als Anfang der Männlichkeit an; aber daß dann jede Verbindung mit der Kirche aufhört, ist so sehr lutherische Ansicht, daß ich und meine Geistlichen in Deutschland unsern Schülern immer das Gegenteil erst ausdrücklich einprägen mußten. Oeffentlicher Gottesdienst und Abendmahl sind so selten im Leben des deutschen Durchschnittsprotestanten, daß seine Gedanken dadurch nur (höchstens) zu seinem eigenen Besten gefördert werden können.

Das Christentum ist eine Art von Deismus geworden mit einem unbekannten Gott, Ausdruck des nationalen Strebens oder der Ansichten der regierenden Mächte. Daß die extravaganten Ansprüche Deutschlands und die Rechtfertigung seiner Methode sich unter den Schutz der Billigung Gottes gestellt haben, ist bezeichnend. „Gott allein mag immer sein, was wir aus ihm machen wollen, nicht so Gott, der sich in Jesus Christus offenbart." Das ist nicht nur gut gesagt, sondern zeugt von wirklicher Einsicht für die großen Dinge, die für das religiöse Deutschland auf dem Spiel stehen. „Wenn es keine Offenbarung hat, kommt das Volk um." Und wenn die große Offenbarung von Gott in Christus verdunkelt ist und das große geistige Ideal, das es allein uns gegeben hat, bei Seite gesetzt ist, in welchem Sinne können Deutsche dann überhaupt Christen bleiben? Auch wenn sie möchten, können sie nicht zu modernen Bedingungen den groben Kult von Odin oder Thor annehmen oder, wie manche schon getan haben sollen, die fortgeschrittene Theokratie der Hebräer.

Es ist eine unbezweifelbare Wahrheit, daß dies ein Krieg ist zwischen zwei Prinzipien oder zwei Idealen — dem materiellen und dem geistigen — aber so klar es ist, kann es doch nicht oft genug gesagt werden. Durch nichts konnte diese Wahrheit deutlicher gemacht werden, als durch die deutsche Presse, und es ist allgemein anerkannt, daß, während die römische Kirche tief bekümmert ist über das Elend des Krieges, die lutherische Kirche den Ton der Presse angenommen hat ohne Rücksicht auf christliche Ideale. Als ich kurz vor dem Kriege in München Gottesdienst hielt und wir alle nachher im alten Rathaus zu einem Bankett waren, wie es schöner nicht gedacht werden kann, fanden meine Worte von der Gemeinsamkeit der Nationen in der christlichen Religion begeisterten Widerhall. Und nach kaum drei Wochen wagte die ganze Nation den schrecklichsten Krieg, der je gegen das wahre Wesen des Nationalitätsgeistes unternommen wurde, und indem sie das wagte, konnte sie sprechen: Gott mit uns! An der englischen Front sangen sie das Kinderlied: There is a green hill far away. Während „Ein feste Burg" gebraucht werden mag jede Ungerechtigkeit zu heiligen unter der Ausrede: Krieg ist Krieg, wurde an solchen Mißbrauch von jenen nicht gedacht, die das Kinderlied sangen, sondern nur, wie sie, außerhalb der Kriegstechnik, selbst den schlimmsten Feinden Gutes tun wollten. Ich war an der Front und kam bis in die Schützengräben und Feuerlinien; die Leute an der Front machen wundervolle Erfahrungen im Krieg. Was werden wir mit diesen Leuten machen, wenn sie nach Hause kommen, und was werden sie finden? Die organisierte Christenheit wird eine Zeit des Suchens nach dem

1) Wer ist das? D H

Kriege haben, alle, welche nicht nur an Christus, sondern an die Kirche glauben. Wer wird bei der großen Abrechnung bestehen? Wird das deutsche Christentum, wie der Krieg es zeigte, bereit sein?

Ein Bericht aus den Daily News vom 18. Februar geht uns von befreundeter Hand zu, wie wir annehmen, in wortgetreuer Uebersetzung:

Im Oberhaus der parlamentarischen Kirchenversammlung schlug der Erzbischof von Canterbury die folgende Resolution vor:

„Dieses Haus, obwohl es vollständig anerkennt, daß es nicht zuständig ist, eine Meinung über rein militärische Angelegenheiten abzugeben, wünscht an seine Ueberzeugung zu erinnern, daß die Prinzipien der Moral eine Repressalienpolitik verbieten, die die Tötung oder Verwundung von Nichtkämpfern zum wohlüberlegten Ziel hat, und glaubt, daß die Annahme eines solchen Vergeltungsmodus, selbst barbarischen Ausschreitungen gegenüber das Richtmaß (standard) ehrenvollen Verkehrs zwischen den Nationen dauernd erniedrigen würde."

Seine Gnaden sagte, es läge die Gefahr vor, auf Wege hinzutreiben oder sich drängen zu lassen, die man ohne Zaudern vor wenigen Jahren als unehrenhaft verdammt haben würde (Beifall). Wer von den Anwesenden hätte es für möglich gehalten, in der englischen Presse Anregungen zu lesen, daß die Armee oder die heimische Regierung die Pflicht habe, unschuldige Gefangene zu töten zur Wiedervergeltung für schweres, unmäßiges Unrecht, das wo anders geschehen sei? Der Leute, die so etwas rieten, seien glücklicherweise wenige, und Zustimmende würden sehr schwer zu finden sein.

„In solcher Zeit besteht die Gefahr, erklärte Seine Gnaden, daß der moralische Kurs herabgesetzt wird. Er kann langsam und stufenweise vergröbert und erniedrigt werden, bis die Menschen wieder aufwachen und sehen, was für Unrecht geschehen ist. Wenn das wahr ist, sind, denke ich, aufrichtige Worte der Warnung nötig. Es gehört sicher zu unseren stärksten Wünschen, daß, wenn wir in die Diskussion des Friedensvertrags eintreten, wir mit reinen Händen in die Verhandlung gehen" (Beifall.)

Der Bischof von Ely, der den Antrag unterstützte, sagte, daß nach einem neuen Luftraid die Forderung (nach Repressalien) lärmender auftreten würde. Er glaube, die Lords würden mit Entsetzen vor der Idee zurückschaudern, daß etwa einer ihrer Söhne auf einem Luftschiff ausziehen müßte, um auf unbefestigte Plätze Bomben zu werfen und Frauen und Kinder des Feindes zu töten. Wenn wir diese Repressalienpolitik annähmen, würden wir uns sehr bald in einem einfachen Wettstreit um Unmenschlichkeiten befinden.

Der Bischof von Bangor nahm die Diskussion auf, indem er sagte, daß er die Annahme dieser Resolution nicht für weise halten könnte. Er glaube nicht, daß die britische Armee sich jemals zu irgend einer Expedition einschiffen würde, mit der ausdrücklichen Absicht, Nicht-Kämpfer zu töten oder zu verwunden. Das wäre eine undenkbare Sache. Er fragte, ob wir durch Verschärfung der Blockade Frauen und Kindern nicht den Krieg machten. Wenn wir 100 Aeroplane ausschickten, um auf den reichen Geschäftsteil von Frankfurt Bomben fallen zu lassen, so werde nach seiner Meinung eine Wirkung vom einen Ende Deutschlands bis zum andern erreicht werden, und das Aussenden der Zeppeline würde dort endlich als ein grober Mißgriff und ein unentschuldbares Verbrechen öffentlich erkannt werden. Danach würden wir wohl niemals mehr einen Zeppelin an unsern Küsten sehen. Wenn einer seiner Söhne an einer Strafexpedition über deutsche Städte teilnehmen sollte und ihn dazu um Rat fragte, würde er ihm sicherlich raten, zu gehen und seine Pflicht zu tun.

Niemand unterstützte ihn und die Anregung des Bischofs von Bangor fiel zu Boden.

Die ursprüngliche Resolution wurde von den Bischöfen von Hereford und Winchester kurz unterstützt und einstimmig angenommen.

Es bedarf nicht dessen, die Unterstellung abzuweisen, als hätten unsre Luftangriffe auf England „das wohlüberlegte Ziel, Nichtkämpfer zu töten und zu verwunden". Wir verzichten überhaupt auf Auseinandersetzungen. Dafür ist das Gebotene zu fragmentarisch, und zur Zeit keine Aussicht auf Verständigung. Aber unsre Leser werden gern mit uns zuweilen über den Schützengraben hinüberschauen. [1]) R

Verschiedenes

Nach Osten! Von Sven Hedin. Mit 267 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 511 S. Gebunden 10 Mk. — Auszug [ins Feld zu schicken!] 181 S. Ungebunden 1 Mk.

Die letzte Nachricht von Sven Hedin kam aus Aleppo. Er will nun auch den Krieg im Orient kennen lernen, nachdem er im Westen und im Osten war. Von diesem berichtet sein zweites großes Kriegsbuch, das sich dem „Volk in Waffen" als vollwertiges Seitenstück anreiht; ja es ist noch persönlicher, mit noch mehr innerer Anteilnahme geschrieben.

Sven Hedin gibt wieder eine chronikartige Erzählung seiner Erlebnisse ohne Aufbauschung oder Gruppierung. Und was hat er alles gesehen! Er war überall dabei, in Ostpreußen und Kurland, in Polen und Galizien, in den Karpathen und in der Bukowina. In Jaroslau zieht er zugleich mit den Truppen ein, in Warschau, Lemberg und Przemysl wenige Tage nach der Eroberung. Dem berühmten Reisenden öffnen sich alle Türen, er ist Gast bei allen großen Heerführern, Kaiser Franz Josef empfängt ihn, Kaiser Wilhelm ruft ihn zweimal zu sich heran. Er schildert uns alle Schrecken des Feldzuges, das Schlachtfeld und das Operationszimmer, aber auch die vorzügliche Organisation der verbündeten Heere. Er steht mit seinen Sympathien vollständig auf der Seite der germanischen Blutsverwandten, die Karls des Zwölften Gedanken, eine Mauer gegen die Sturmwogen vom Osten her zu errichten, wieder aufnehmen und fortsetzen: darum wird sein Zeugnis von unsern Gegnern wohl kaum als das unparteiische Urteil eines Neutralen gewertet werden. Aber für den unbefangenen Leser, er mag einer Nation angehören, welcher er wolle, muß seine Schilderung des Unterschiedes zwischen deutscher und russischer Kriegführung trotzdem schwer ins Gewicht fallen. Er ist einer der vollgültigsten Zeugen für die grauenhafte Verwüstung Ostpreußens — verwunderlich ist nur, daß er nicht auf den Unterschied der einzelnen russischen Truppengattungen eingeht: es steht doch fest, daß die regulären russischen Truppen sich ganz anders benommen haben als die Kosaken, denen die ostpreußischen Schandtaten fast allein zur Last fallen. Die sinnlose Verwüstung Polens auf dem großen Rückzug, die ihn mit Recht so empört, ist freilich eine vorbedachte Tat der russischen Heeresleitung. Daneben läßt Sven Hedin aber dem russischen Volkscharakter gebührende Anerkennung widerfahren. Ein prächtiges Kapitel ist das über die russischen Briefe, die er Gefallenen abgenommen hat; er hört „den Notschrei aus der Seele dieses großen, im Herzen gutmütigen Volkes, das unter dem Sklavenjoch des Despotismus leidet" und unterscheidet den unterwürfigen Gehorsam der Russen von der auf energischer Willensanstrengung beruhenden westeuropäischen Disziplin: „Der Germane stirbt für sein Vaterland, der Muschik, weil ihm befohlen ist, das zu tun und weil er gewöhnt ist, zu gehorchen ohne Disziplin."

Seinen ethnographischen Forschungstrieb, der sich auch in den prachtvollen Zeichnungen aller möglichen Volkstypen bekundet, bringt der bewährte Reisende als sein Besonderes zu den Kriegsschilderungen hinzu und gibt damit seinem Buche eine über das aktuelle Interesse hinausgreifende Bedeutung. Ein Zweites ist sein schwedischer Patriotismus. Dieser Feldzug ist ihm so wichtig, weil er überall in Gegenden führt, die die Scharen seines berühmtesten Königs vor zwei Jahrhunderten gleichfalls als Kämpfer gegen das Slawentum gesehen haben. Es ist sein Schmerz, daß die Kraft Schwedens der Vergangenheit angehört, seine Klage, daß sein Volk in Wohlleben und Ueppigkeit zu versinken scheint. Aber er hofft noch: „wir sind im Besitze einer aufgesparten Kraft, die einmal gefordert werden wird." Dennoch steht er neidlos den großen Erfolgen Deutschlands gegenüber, das von der Geschichte berufen ist, die von dem größten Schweden nicht gelöste Aufgabe zu erfüllen und „den Moskowiter in seine Steppen zurückzuwerfen". Das ganze Buch ist ein Beleg für seine Ueberzeugung, daß Rußland nicht hineingehört in den europäischen Kulturkreis. Als er über Warschau hinausfährt, schreibt er: „Erst jetzt fahre ich dem wirklichen Osten entgegen mit allem, was dieses Wort umfaßt. Die Ferne vor mir ist die russische Steppe, und dahinter liegt das große Asien mit seinen Wüsten und Bergen, wo ich zwölf Jahre lang gereist bin."

Wirkungsvoll schließt das Buch ab mit einer Beschreibung, wie der Jahrestag der Tannenberger Schlacht in Hindenburgs Hauptquartier durch einen Fackelzug der Kinder gefeiert wurde. Hindenburgs germanische Kraftgestalt hat es ihm angetan: „Wie eine alte, kernfeste Eiche erhob er sich über dem jungen Holz." — Das Buch wird mit Recht seinen Weg in das deutsche Haus nehmen, es gehört zu den besten und bedeutendsten literarischen Erscheinungen der Kriegszeit.

Ewald Stier

Literatur. Ins Feld zu schicken!

D. Otto Everling: Deutsche Ostern 1916. 1.—175. Tausend. Berlin W 35, Evangelischer Bund. 32 S. 20 Pfg. Partiepreise.

Heinrich Mohr: Fröhliche Ostern, Kamerad! Osterandacht im Feld. Freiburg, Herder. 8 S. 4 Pfg.

Paul Jaeger: Zwei Schicksalsfragen. 1. Vom Schicksal der Werte. 2. Vom Werte des Schicksals. Marburg, Verlag der Christlichen Welt. 84 S. 1,30 Mk.

D. Paul Kaiser: Ein Ostergruß besonders den Kämpfenden und Trauernden draußen und drinnen. Leipzig, Serig. 12 S. 15 Pfg.

Olav Sletto: Der Diener [Jesus]. Aus dem Norwegischen. Ludwigshafen, Haus Lhotzky Verlag. 154 S. 2 Mk.

Lic. Arnold Taube, Pastor in Peine: Von des Weltkrieges Gaben und Hoffnungen für Frömmigkeit und Kirche. Vortrag. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. 15 S. 30 Pfg.

D. Artur Titius, Professor in Götingen: Worin gleicht unsre Gegenwart der Zeit der Freiheitskriege? Vortrag. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. 14 S. 25 Pfg.

Wilhelm Windelband: Das Heilige. Skizze zur Religionsphilosophie. Feldpostausgabe aus den „Präludien". Tübingen, Mohr. 36 S. 40 Pfg.

Ernst Zahn: Einmal muß Friede werden! Erzählungen und Verse. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 199 S. Geb. 3 Mk.

1) An viele deutsche Pfarrer ist von ungenannter Hand in diesen Tagen ein Gebet versandt worden, das am 2. Januar in einem feierlichen Gottesdienste der Londoner Paulskirche, den der Erzbischof von Canterbury leitete, gebetet worden ist. Was soll diese Versendung? Es sind Sätze aus einem Zusammenhang, den wir nicht kennen, und sie sind ungemein kühl und überlegen, gar nicht wie „aus tiefer Not" geboren. Ein Satz scheint uns geradezu zweideutig: „Mögen wir keinen Wunsch haben, unsre Feinde vernichtet zu sehen, nur um ihrer Demütigung willen." Aber gerade diesen Satz kann man nicht beurteilen, wenn man den englischen Wortlaut nicht kennt. — Das britische Gebet, das wir in Nr. 48 v. J. veröffentlicht haben, war viel wertvoller.

Kleine Mitteilungen. Die Freunde der Christlichen Welt werden in der Pfingstwoche voraussichtlich nicht in Eisenach, sondern in **Goslar** zusammenkommen. Haupttag Mittwoch der 14. Juni.

Der Evangelische Verband zur Pflege der weiblichen Jugend Deutschlands lädt aufs neue zu einer **Kriegsfreizeit** ein, die vom 1.—11. Mai im Teutoburger Walde in Hiddesen bei Detmold stattfinden soll. Es ist das eine Veranstaltung für gebildete junge Mädchen — einmal, in Tambach 1914, waren es nur Studentinnen —, bei der Erholung, Erbauung und Vorträge über Lebensfragen mit einander abwechseln. Der Wert der Freizeiten liegt in der engen Gemeinschaft, die alle Teilnehmerinnen umschließt: die Blätter des Verbandes brachten Berichte von Freizeitlerinnen, die hier tiefe Anregungen erhalten hatten. Die Vorträge werden diesmal von Frl. Guida Diehl-Dahlem, Pastor Hammerschmidt-Bielefeld und dem Leiter des Verbandes Pastor Thiele-Dahlem gehalten. An demselben Ort findet am 23. und 24. Mai die 24. Jahreskonferenz des Verbandes statt.

Zur Ergänzung unsers heutigen Elsaß-Artikels sei erinnert an des Verfassers Schrift Deutsche Stimmen aus dem Elsaß. Berlin W 35, Evangelischer Bund. 15. Tausend, erweiterte Ausgabe. 40 S. 20 Pfg. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Dienstag 16. Mai 8 Uhr im Auguste-Schmidt-Haus, Dresdener Straße 7 (Roter Saal): Befriedigen die protestantischen Gottesdienste die kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart? Stiftssuperintendent Professor Bithorn-Merseburg.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 12. Konferenz Deutscher Evangelischer Arbeitsorganisationen — Was tut uns in der Kirche not? — Die Zukunftsentwicklung des deutschen Protestantismus — Der Krieg: Die deutsche Verwaltung in Litauen; Neuordnung der Lage des hl. Stuhles.

Nr. 13. Aus den Hamburger Kirchensynoden 1915 — Verschiedenes: Störung des öffentlichen Gottesdienstes; Hundertjähriger Bestand der preußischen Konsistorien; Die buddhistische Propaganda der Japaner; Deutsche Schulen in Rumänien; Endjuman Terekki-Islam; Aus Lübeck; Gemeindeeinkommensteuer-Privileg.

Nr. 14. Die Missionsaufgaben der Nordamerikanischen Kirchen-Föderation — Die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften Anfang 1915 — Der Krieg: Schreiben des Papstes; Ansiedlung von Kriegsinvaliden; Kriegsgedächtniskirche in Nürnberg; Einführung des gregorianischen Kalenders; Aus England — Personalien — Büchereinlauf.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Protestantischer Schriftenvertrieb Berlin-Schöneberg

Nr. 3. Zeichnet die 4. Kriegsanleihe — D. Kind-Gedächtnis-Stiftung — Halbjahrsbericht des Sup. D. Schiller, Kioto — Aller Meister Lehrer. Von Prof. Otto, Breslau — Katholische und Evangelische Mission im Orient. Von Pfr. Stier, Marburg — Aus der Mission der Gegenwart — Bücherbesprechungen.

Das Leben siegt!
Ein Ostergruß für die Krieger im Felde
Beiträge von Hofprediger **Richter**-Potsdam, Pastor Lic. **Koch**-Berlin, Konsistorialrat **Bojanowski**, Kircheninspektor D. **Decke**-Breslau u. a.
Bilderschmuck v. **Helma Fischer-Lenz**
64 S. 45 gr. 25 Pfg
In Partien billiger
Bestellungen baldigst
Evangelische Zentralstelle, Breslau 1

In **Feldausgabe** erschien
Hans Kamp
Roman aus der Heide
von Adeline Gräfin zu Rantzau
M. 1.20 kart.
Berlin W 9 Martin Warneck

Ins Feld schicken!

Zwei Schicksalsfragen:
1. Vom Schicksal der Werte
2. Vom Werte des Schicksals
von
Paul Jaeger
Stadtpfarrer in Freiburg i. B.
81 Seiten 1 Mk.

Ueber den 1. Vortrag, der im September 1915 erschien und schnell vergriffen war, schreibt „Die Hilfe“ in Nr. 9:
Ich wüßte kaum eine Schrift, die geeigneter wäre, sie den suchenden Gebildeten ins Feld zu schicken, weil hier der Gegensatz der brutalen „Wirklichkeit“ zur Welt der geistigen und sittlichen Werte mit ungewöhnlicher Feinheit erörtert und — überwunden wird.

Der 2. Vortrag (Chr. W. 1915 Nr. 51, 52) ist aus demselben Sinn und Geist entstanden. Beide Vorträge sind in eine Broschüre vereinigt, soeben neu erschienen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Einsendung von 1.10 Mk. (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Hilfsprediger gesucht
Für die Kirchengemeinde **Hohen Neuendorf** an der Nordbahn (Vorort von Berlin) wird zu sofortigem Antritt ein ordinierter Hilfsprediger gesucht. Gehalt 2400 Mk.
Meldungen an
Pfarrer Lehmann, Birkenwerder (Bez. Potsdam)

Soeben erschienen (auch als **Konfirmationsgeschenk** geeignet):
Gesangbuch für freie Protestanten. In Leinen gebunden m. Goldschnitt 2,80 M.
Von den **Kriegsnummern** unserer **Deutsch-unitarischen Blätter** sind noch Exemplare à 20 Pfg. abzugeben (auch passend ins Feld zu schicken).
Alle Besorgungen portofrei.
Der Freiprotestant in Flonheim-Alzey

Durch Dienst zum Thron
Predigt
am Sonntag Reminiscere
gehalten von
D. Friedr. Lahusen
Gen.-Superintendent in Berlin
10 Pfg.
Martin Warneck - Berlin

Reisekörbe
Soldaten- und Waschkörbe, sowie Obst-, Kartoffel-, Futter- und Spreukörbe liefert billigst
Peter Wiesner
Groß-Umstadt

Unsere alten Konfirmanden
Tage des Vorwärtsstürmens
Im Artilleriefeuer
Der Sturmangriff
Kapiteltitel des soeben erschienenen 10. Heftes von
Gottesbegegnungen im großen Krieg
Religiöse Dokumente, gesichtet aus Tausenden von Feldpostbriefen, Auszügen aus Kriegstagebüchern und anderen Eigenberichten, herausgeg. v.
Pf. Lic. **A. Neuberg** und P. Lic. **E. Stange**
50 Pfg. (Band I (in sich abgeschlossen) geb. 3.25 Mk.
E. Ludwig Ungelenk, Verlag, Dresden-A 1

Evangelisches Fröbelseminar Cassel
I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen. Mit staatlicher Abschlußprüfung.**
III. **Töchterheim-Hausmutterschule.** Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **Mühlmann**, Geh. Regierungs- und Schulrat.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)
Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.
Versicherungsbestand 440 095 323 M. Vermögensbestand 179 633 465 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1914: 3 523 218 M.
Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von 1/2 % der Prämie trägt die Vereinskasse.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.
Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**
Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.